

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Sechsvierzigstes Kapitel. Auf dem östlichen Kriegsschauplatze

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

mußte es jedenfalls zu spät sein, Eugeniens wegen wieder umzukehren, wenn dies nicht überhaupt als offenbare Thorheit zu betrachten gewesen wäre; ihr Schicksal mußte sich längst entschieden haben.

Er ließ den Kopf auf die Brust niedersinken und seufzte aus tiefster Brust:

„Arme Eugenie!“

Er dachte dabei wohl, ob ihr letzter Wunsch schon in Erfüllung gegangen sein möge.

Als er nach einer längeren Pause wieder aufblickte, glaubte er den Weg zu erkennen, auf welchem ihn damals die Dragoner verfolgt hatten; wenn er ihn innehielt, mußte er wieder bei jenem Wirthshause, in dem er und seine Kameraden so schmachlich verrathen worden, auf die Chaussee und dann nach Amiens kommen. Noch eine schwache Hoffnung bligte in ihm auf, und er kammerte sich daran mit dem sehnlichsten Wunsche, sie möge ihn nicht täuschen: vielleicht war diese Gegend noch von den preußischen Truppen besetzt und er stieß bald irgendwo auf sie; dann müßte ihn eine hinreichend starke Abtheilung ohne Verzug nach dem Jagdschlosse zurückbegleiten.

Sechshundvierzigstes Kapitel.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatze.

Wir haben die Ereignisse auf allen Punkten des Kriegstheaters bis zum Beginn des neuen Jahres verfolgt und sind nur mit denen im östlichen Frankreich, die seit der Einnahme von Straßburg nun bald wieder ganz besonders in den Vordergrund treten sollten, im Rückstande geblieben. Man wird sich erinnern, daß zu Anfang des Novembers hier das 14. Corps des

Generals von Werder, unterstützt von Theilen des 7. preussischen Armeecorps, der zu Lyon in der Bildung begriffenen französischen Ost-Armee, welche die Garibaldi'schen und anderen Freischaaren, Mobilgarden und einige Linientruppen als Avantgarde bis in die Linie Autun-Dôle-Besançon vorgeschoben hatte, gegenüberstand, während die wichtige Festung Belfort von General von Treskow hauptsächlich mit preussischer Landwehr belagert wurde.

Wir wollen zunächst unserer früheren Schilderung von Belfort noch einige Notizen hinzufügen, welche das Verständniß dieses schwierigen und hartnäckigen Festungskampfes erleichtern sollen. Die an und für sich befestigte, am linken Ufer des Flüsschens Savoureuse gelegene Stadt von 8000 Einwohnern, an deren Südostseite sich das durch ein Kronwerk befestigte alte Schloß befindet, wird von sechs Außenforts umgeben, unter deren Schutze ansehnliche Truppenmassen zusammengehalten werden können; es befindet sich aber dabei, sich nordöstlich an die Stadtumwallungen schließend, noch ein besonderes festes Lager in der Ebene zwischen zwei Anhöhen, welche die Forts La Miette und La Justice krönen, und diese Werke sind unter sich, wie mit der Stadt, dieses Lager umschließend, durch krenellirte Mauern verbunden. Die Anhöhen, Les Fourches genannt, sind steil und kaum anders angreifbar als mit Artillerie.

Südöstlich der Stadt, dem alten Schlosse gegenüber und etwa 1500 Schritte von demselben entfernt, erstreckt sich in einer Ausdehnung von ungefähr 3000 Schritten ein bis über 400 Fuß aufsteigender Hügel, der Bois des Perches, auf seinen höchsten Punkten von zwei nur leichtgebauten Forts, Perche le Bas und Haute Perche, gedeckt; zwischen den Perches und den Fourches liegt das Dorf Pérouse an der Straße nach Mülhausen, auf der anderen Seite der Haute Perche, also gegen Süden, das Dorf Danjoubin an der Straße nach Montbéliard. Die Westseite der Festung decken die beiden Forts de la Ferme, ein passageres, und nördlich davon les Barres, ein Kronwerk; vor sich haben sie eine langgestreckte Anhöhe, le Haute du Mont und die Dörfer Cravanche, Effert und Baviller. Im Norden der Festung endlich liegen an beiden Ufern der Savoureuse die Waldberge von Salbert und Arfot.

Die Festung, mit zahlreichem Geschütze und hinreichender Munition versehen, auch reichlich verproviantirt, wurde durch Oberst Denfert mit 12000 Mann vertheidigt.

Am 3. November hatte die Cernirung begonnen, nachdem am 2. schon bei Aufklärung des Terrains gegen Colmar hin kleine Gefechte mit Freischärlern und Mobilgarden stattgefunden; in einem derselben ließen die Franzosen an Todten 5 Offiziere und über 100 Mann auf dem Platze. Am 9. wurde nach kurzem Gefechte auch das schon früher erwähnte Montbéliard besetzt, und die Franzosen, die sich noch in der Nähe gehalten hatten, zogen nach Süden ab.

Während die deutschen Truppen sich noch im Umkreise der Festung einrichteten, brachen am Morgen des 10. November drei Bataillone mit sechs Geschützen aus der Festung gegen das östlich gelegene Dorf Bessoncourt, wurden aber nach einem hitzigen Gefechte mit ansehnlichem Verluste zurückgeschlagen. Den gleichen Erfolg hatte ein Ausfall der Garnison am 23., nachdem die aus der Festung noch vorgeschobenen Posten sämmtlich in die Werke hineingedrängt worden waren.

General von Treslow hatte sich als eigentliche Angriffsfront nun die Westseite der Stadt ausersehen, wo die dominirenden Anhöhen lagen, und nachdem sich die Infanterie hier festgesetzt hatte, wurde in der Nacht vom 2. zum 3. December die erste Parallele eröffnet, was bei dem hartgefrorenen Boden große Anstrengungen kostete; überhaupt hatten die Belagerungstruppen jetzt viel durch Frost und Schneetreiben zu leiden. Am Morgen um 8 Uhr begannen von da aus 28 Geschütze ihr Feuer, das die Festung sogleich sehr scharf erwiderte, womit sie auch mehrere Leute tödtete und Viele in den Laufgräben verwundete; Offiziere, welche die Belagerung von Straßburg mitgemacht hatten, versicherten, daß hier ein ungleich stärkeres Bombardement auszuhalten wäre. So ging es auch in der nächsten Zeit fort, ohne daß sich im Laufe des Decembers noch etwas Besonderes zugetragen hätte; nur kamen häufig Ausfälle der Besatzung vor, die zu heißen Vorpostengefechten führten, und am 16. stürmten die deutschen Truppen mit einem Verluste von 2 Offizieren und 79 Mann den Wald von Bozmond, le grand Bois und das Dorf Andelnans.

Inzwischen hatte General von Werder, der schon bis Auronne vorgegangen war, nach der Mitte des Novembers seine Truppen wieder in und bei Dijon zurückgezogen, und die Garibaldianer — dieses Corps, das aus allen möglichen Elementen zusammengewürfelt war, nannte sich officiell l'armée des Vosges, Vogesen-Armee, — waren ihnen gefolgt und machten den Vorposten, zuweilen auch mit einigem Glücke, viel zu schaffen; sie wagten sich bis ganz in die Nähe von Dijon, mit dessen Einwohnern sie un- zweifelhaft in heimlichem Verkehre standen.

Am 26. griffen sie — man weiß nicht genau, ob unter Befehl des alten Garibaldi's, oder seines Sohnes Menotti, — die Vorposten, welche das 3. badensche Regiment bei dem Dorfe Brénois, eine Meile nordöstlich der Stadt, aufgestellt hatte, überraschend an und brachten dieselben zuerst auch in Unordnung; indessen sammelten sich letztere bald wieder und hielten bei dem Dorfe Talan, eine halbe Stunde vor Dijon, Stand, während General von Degenfeld dorthin melden und um Unterstützung bitten ließ.

Sogleich wurde in der Stadt — am 26. gegen Abend, — Alarm geschlagen, und die dort einquartierten Truppen rückten unter strömendem Regen aus, um dem Feinde, der in großer Stärke anrücken sollte, entgegenzugehen; nur das 30. Infanterieregiment blieb in der Stadt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn die Einwohner machten böse Mienen, und die Bagage zu decken. Hinter der Vorstadt Saint-Apollinaire stellten sich die Truppen auf, und es entspann sich ein kurzer, aber heftiger Kampf, der damit endete, daß die Angreifer sich zurückzogen und die Deutschen Bivouaks auf der Stelle, ohne Holz und Stroh, bezogen.

„Unsere Truppen haben ihr Theil geschafft,“ erzählt ein badensischer Soldat. „Hunderte von Garibaldianern, Spaniern, Polen, Nizzaren und Franzosen liegen mit eingeschlagenen Schädeln auf dem Schlachtfelde. Attacke auf Attacke. Die Batterie Holz fuhr im Galopp auf 400 Schritt vor den Feind und feuerte. Das Bataillon Unger ließ den Feind angreifen, und ein furchtbares Handgemenge entstand; mit den Gewehrkolben wurde er geworfen.“

„Die Garibaldianer,“ berichtet ein Anderer, — „rückten mit allen möglichen Theatereffecten in das Gefecht. Das Schlagen von Tamtams und Schellengeklingel bildeten die Hauptmusik beim Angriff, dazu sangen sie das Garibaldielied. Die wohlgezielten Salven der Badener machten den Gesang bald verstummen.“

Die abgeschlagenen Angreifer zogen sich nun auf der Straße nach Châtillon-sur-Seine zurück. Inzwischen hatten sich aber auch die bei Dijon liegenden deutschen Truppen unter Commando Generals von Werder gesammelt und rückten am folgenden Morgen um sechs Uhr zum Angriffe vor, die Preußen in der Front, General von Keller nördlich und Oberst von Renz im Süden mit den Badensern. Letzterer bedrohte die rechte Flanke des Gegners durch eine Umgehung über Plombières.

„Nach 3 $\frac{1}{2}$ stündigem Marsche über Berge und bei strömendem Regen,“ wird von dieser letzteren Abtheilung berichtet, — „hörten wir Kanonendonner; der Feind war gefunden. Unsere Cavallerie debouchirte aus dem Walde und sah sich dem Feinde auf wenige Schritte gegenüber. Artillerie vor, die 1. und 2. Compagnie des 2. Grenadierregiments rechts, die 3. und 4. links, das war das Werk eines Augenblicks, und schon im nächsten, den Kugelregen nicht achtend, wurde vorgegangen. Schon in einer Viertelstunde fingen die Feinde an, nachzugeben, wir packten sie nochmals in der Flanke, und so machte es sich, daß unsere drei Bataillone, die sich nach und nach vor die Preußen geschoben hatten, die ganze Garibaldiinische Gesellschaft in zwei Stunden so geklopft hatten, daß sie unter Zurücklassung der Tornister, Gewehre und mit nicht unbeträchtlichen Verlusten nach allen Richtungen davonliefen.“

Es war dies übrigens nur die Nachhut des Feindes, die man bei Pasques getroffen hatte; General Werder giebt ihren Verlust auf 3—400 Todte und Verwundete, den seinigen an beiden Tagen auf 50 Mann an. Die Garibaldianer zogen sich dann so schnell, zum Theil in voller Auflösung, zurück, daß General von Keller ihnen, wie beabsichtigt, nicht mehr den Rückzug abzuschneiden vermochte. Anfänglich sollen sie aber in der That brav gefochten haben, doch schlecht angeführt worden sein, so daß sie sehr durch das Kartätschfeuer litten. Die Brigade von Keller erhielt den Auftrag, die Verfolgung fortzusetzen, während die

übrigen Truppen am Abende des 27. wieder in Dijon einrückten; erstere folgte bis über Baume hinaus, die Garibaldianer zogen sich nach Autun zurück.

Am 1. December langten auch die Badenser vor Autun an, warfen die Arrieregarde des Feindes in die Stadt zurück und begannen die letztere mit ihrer Artillerie zu beschießen. Schon war die Infanterie, einen tiefen Bach durchwatend, bis auf 1200 Schritte der Enceinte nahegekommen, als in ihrer linken Flanke mehrere feindliche Bataillone mit sechs Kanonen auf der Straße von Châlons-sur-Saone heranrückten, welche den vollkommen geordneten Rückzug nothwendig machten. Indessen beschränkte sich derselbe auf die Besetzung des dicht bei der Stadt gelegenen Dorfes Saint-Pantaleon, und die Artillerie konnte bald wieder ihr Feuer fortsetzen. Da die vorhandenen Truppenkräfte aber in keinem Falle zureichten, die Stadt zu nehmen, wurde anderen Tages der Rückmarsch auf Dijon angetreten.

Als die Brigade sich nun am 3. December in dem bewaldeten, bergigen Terrain bei Chateaufort befand, fand sie plötzlich ihren Weg dadurch verlegt, daß wahrscheinlich von Westen herangekommene Truppen, die zum Corps des Generals Cremer gehörten, eine ansehnliche Anhöhe besetzt hatten. Bei dieser plötzlichen Begegnung wurde die Ambulanz mit sechs Ärzten, ihren Gehülfen und etwa vierzig Verwundeten vom Feinde, der wieder das rothe Kreuz nicht respectirte, abge schnitten und gefangen genommen; später entließ man aber doch das ärztliche Personal und gestattete ihm, über Schweizer Gebiet zurückzukehren. Das 1. Bataillon des 5. badensischen Infanterieregiments, unterstützt durch Artillerie, welche durch ihr Feuer die Hauptmacht des Feindes verhinderte, aus der Waldung hervorzubrechen, griff mit großer Bravour die Höhe an, nahm sie und vertrieb den Feind, worauf die Brigade, nicht ohne beträchtliche Verluste erlitten zu haben, ihren Marsch ungehindert fortsetzen konnte.

Die nächste bedeutendere Waffenthat in dieser Gegend vollführte General von der Goltz, indem er den 6000 Mann starken Feind in festen Stellungen bei Longeau vor der Festung Langres (nördlich von Dijon) angriff, besonders mit dem preussischen 34. Regimente und Artillerie, und nach dreistündigem Gefechte

warf, wobei, außer vielen Gefangenen, zwei Geschütze im Feuer genommen wurden.

Südlich von Dijon, drei Meilen ungefähr entfernt, war die Eisenbahnstation Nuits schon mehrmals besetzt und wieder abgegeben worden; neuerdings wurde dort ein Zug Badenser abgeschnitten und gefangen. Bis dahin rückte General von Werder, als er die Nachricht erhielt, daß von Lyon her ein Corps unter General Cremer sich im Anmarsche auf Dijon befinde, um ihn zu vertreiben; er zog es vor, ihm entgegenzugehen, und am 18. December kam es bei dem genannten Orte zu einem hitzigen fünfständigen Kampfe. Das Cremer'sche Corps bestand aus zwei Marschlegionen von Lyon, zwei Regimentern Linie, Mobilgarden und Freischärlern in der Gesamtstärke von 20,000 Mann mit 18 Geschützen und hatte ziemlich feste Stellungen eingenommen, in denen er sich bis zur Dunkelheit hielt. Diesseits waren hauptsächlich Badenser unter General von Glümer im Gefechte, welcher seinen dienstlichen Bericht schließt:

„Die Verluste des Feindes waren enorm; zwischen der Eisenbahn und Nuits waren Straßen und Rebberge dicht mit Leichen bedeckt; in Nuits selbst war fast jedes Haus eine Ambulanz. Nach französischen Ausagen beläuft sich der Verlust des Gegners auf mehr als 2000 Mann. 16 Offiziere und gegen 700 Mann an unverwundeten Gefangenen fielen in unsere Hände, ein Munitions- und Gewehrdepot, fünf Laffeten von Gebirgsgeschützen, zwei vollständig ausgerüstete Munitionswagen, eine Menge von Tornistern u. s. w. Da es nicht in der Absicht des commandirenden Generals, der nach der Verwundung des Divisions-Commandeurs die Nacht bei der Division verblieb, lag, Nuits festzuhalten, und vom Feinde Nichts mehr entdeckt wurde, so erfolgte für den Nachmittag des 19. der Befehl zum Rückmarsch nach Dijon, wo den Truppen nach dem harten Gefechte wieder Ruhe gegeben werden sollte. Die Verluste, welche die Division am 18. December erlitten, sind sehr bedeutend; es hatte gegolten, einen zähen, vortrefflich bewaffneten Gegner aus einer von Natur sehr starken Stellung zu vertreiben. Die Aufgabe wurde mit seltener Bravour gelöst; aber auch 54 Offiziere und 880 Mann bedeckten das Schlachtfeld. Darunter todt: 12 Offiziere, 121 Mann, verwundet: 42 Offiziere, 736 Mann, vermißt 22 Mann.“

Trotz dieses siegreichen Gefechtes sah sich General von Werder doch schon in der allernächsten Zeit genöthigt, die Stadt Dijon zu räumen und sich auf Besoul zurückzuziehen, weil die ihm gegenüberstehende feindliche Macht sich nun bedeutend verstärkt hatte und ihrerseits ein energisches Vorrücken, um Belfort zu entsetzen und in den Elsaß einzudringen, mit Bestimmtheit erwartet werden mußte; ein so weit ausgedehnter Raum konnte also nicht mit an Zahl so weit unterlegenen Streitkräften behauptet werden.

Unter Befehl des Generals Bourbaki sammelten sich gegen 15,000 Mann, wie es hieß, in der Gegend von Besançon, das 15., 18., 20. und 24. französische Corps, und begannen um diese Zeit ihren Vormarsch gegen General von Werder anzutreten, der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, die verschanzte und theilweise mit schwerem Geschütze besetzte Linie Dôle-Montbéliard-Héricourt-Dure zu erreichen, um Belfort zu decken und die Verstärkungen abzuwarten, die bereits auf dem Wege waren.

Das Corps des Generals von der Goltz, welches die Festung Langres cernirt gehalten hatte, mußte dieselbe jetzt aufgeben und sich dem Hauptcorps anschließen, wobei den Truppen die bedeutendsten Anstrengungen, Märsche von 6—7 Meilen täglich bei Frost und Schnee, nicht erspart werden konnten. Das Werder'sche Corps erschien in der That äußerst gefährdet, wenn die erwartete Hülfe nicht zur rechten Zeit eintraf, denn General Bourbaki rückte mit unverhältnismäßiger Uebermacht von allen Seiten schnell heran. Bereits triumphirten die Franzosen, daß es gelingen werde, das Werder'sche Corps über den Haufen zu werfen, natürlich Belfort zu entsetzen und dann über den Rhein in baden-sisches Gebiet einzubrechen, um in Deutschland selbst eine furchtbare Rache an den Deutschen zu nehmen. Es war jetzt gewiß, daß drei Corps, das 18., 20. und das General Cremer's und Garibaldi's, 80- bis 90,000 Mann wenigstens, sich näherten, und anstatt daß die deutschen Truppen nach allen großen Anstrengungen nur ein paar Tage ruhen durften, mußten sie sich fortwährend eines energischen Angriffes gewärtig halten, nachdem sie bis zum 31. December die Gegend von Besoul erreicht hatten.

Besonders am 6. Januar fielen mehrere scharfe Vorpostengefechte südlich der letztgenannten Stadt vor, doch schien sich

danach zu ergeben, daß die Franzosen nicht ernstlich angreifen wollten, sondern sich wieder auf Gray zurückzogen. Schon wollte man ihnen auf diesem Wege folgen, als man durch Reconnoissirungen gegen den Dignonfluß erfuhr, sie suchten hier nur zu demonstrieren und mit ihrer Hauptmacht direct auf Belfort zu gelangen, wodurch das ganze Werder'sche Corps abgeschnitten sein würde.

Noch in derselben Nacht, vom 8. zum 9. Januar, mußten alle Dispositionen geändert und der Marsch auf Belfort angetreten werden. Das Gros hielt die Straße nach Lure inne, und um seine Flanke zu decken, wurde die 4. Reserve-Division Generals von Schmeling und das Detachement Generals von der Goltz gegen Billerjegel und Esprez dirigirt, um die Brücken über den Dignon zu vertheidigen und den Feind möglichst lange aufzuhalten.

„Gegen Mittag,“ heißt es in einem Specialberichte, — „griffen die feindlichen Massen von Billerjegel her mit großer Heftigkeit an. Die Division von Schmeling hielt indessen gegenüber dem starken Feuer der feindlichen Artillerie und der Mitrailleusen wacker Stand. Das zu dieser Division gehörige 25. Regiment verbiß sich sogar so sehr, daß es in einem blutigen Nachgefechte, obwohl dies nicht zur Aufgabe der Division gehörte, den stark verbarrikadirten Ort Billerjegel stürmte. Dabei fielen 4000 Gefangene und drei Mobilgarden-Ädler in unsere Hände. Einen schwereren Stand hatte das Detachement von der Goltz, welches lange Zeit den Anprall eines feindlichen Corps aufhielt und sich dann fechtend langsam zurückzog. Das pommerische Füsilierregiment Nr. 34 beklagt besonders herbe Verluste aus den Kämpfen dieses Tages. Im Ganzen mögen unsere Truppen etwa 500 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben. (General von Werder bezifferte in Wirklichkeit seinen Verlust auf 13 Offiziere und Etwas über 200 Mann.) Die Franzosen werden sicherlich keine weniger empfindlichen Verluste gehabt haben. Die Rheinländer vom 25. Regiment, welche hier zum ersten Male im Feuer standen, sollen bei dem nächtlichen Sturm von Billerjegel böse mit Kolben und Bajonnet gewirthschaftet und wenig Pardon gegeben haben. Am nächsten Morgen entwickelte der Feind gegen unsere Stellung bei Billerjegel so co-

lossale Truppenmassen, daß befürchtet werden mußte, er werde unsere schwachen Kräfte überflügeln und erbrücken. Der genannte Ort wurde daher freiwillig aufgegeben, die 4. Reserve-Division und das Detachement von der Goltz zogen sich auf Lure zurück, wo die badensche Division bereits eingetroffen war. Leider mußte ein großer Theil der Verwundeten in Billerszell zurückgelassen werden, da genügende Wagen zum Transport nicht vorhanden waren. Bourbaki wagte den Rückzug unserer Truppen nicht zu beunruhigen. Was unsere Soldaten in jener Zeit bei der erbarmungslosen Kälte, welche zwischen 10 bis 15 Grad schwankte, gelitten haben, läßt sich gar nicht beschreiben. Uebrigens ging dieser Rückzug trotz aller Strapazen und Entbehrungen mit der größten Ordnung vor sich, und man sah nicht einen einzigen Marodeur und Nachzügler.“

Während dieser Ereignisse zwischen den Hauptarmeen versuchten die Garibaldianischen Freischaaren weiter nach Westen hin die Verbindung Werder's mit der Armee des Prinzen Friedrich Carl zu unterbrechen, indem sie über Montbard gegen Chatillon vordrangen; sie wurden aber durch Oberst von Dannenberg, der diese Verbindung zu unterhalten hatte, empfangen und gründlich abgewiesen. Andere Abtheilungen der Freischaaren, „das Corps der Rächer“, wurde am 2. Januar bei dem Dorfe Croix an der Schweizer Grenze geschlagen und über die letztere gedrängt.

Vor Belfort war inzwischen das Wichtigste die Erstürmung des Dorfes Danjoutin in der Nacht vom 7. zum 8. Januar, wobei sich besonders das Landwehrbataillon Schneidemühl unter Hauptmann von Manstein auszeichnete; es wurden dabei über 700 Gefangene, darunter zwei Stabsoffiziere, gemacht; dieser glückliche Sturm sollte einen Angriff auf die Südseite der Festung einleiten.

General von Werder erreichte nun ohne weitere Gefechte die Stellungen, welche er vor Belfort im Halbkreise einzunehmen beabsichtigte; es galt, hier den Feind in keinem Falle durchbrechen zu lassen, und die Truppen wurden besonders aufmerksam darauf gemacht, von welcher Wichtigkeit es sei, diese Stellung festzuhalten; ihnen lag es jetzt ob, im nächstliegenden Sinne Deutschlands Grenzen zu schützen.

In diesen Tagen wurden die Positionen zwischen Mont-

béliard und Héricourt (etwa zwei Meilen südwestlich von Belfort gelegen) möglichst durch Verschanzungen gesichert und das feste Schloß in erstgenanntem Orte mit schwerem Geschütze armirt; währenddessen verstärkte sich der Feind fortwährend von Besançon aus.

Am 15. und 16. wurde der entscheidungsvolle Kampf geführt.

„Montbéliard und Héricourt,“ wird der Schlesiſchen Zeitung berichtet, — „waren die Hörner des Stiers, an denen der Feind den Angriff wagte. Um den Besitz dieser Städte tobte hauptsächlich der Kampf. Ueberall an den wichtigsten Punkten dieser Linie waren auf den Höhen Geschützemplacements angeführt, die Berge selbst abschnittweise befestigt und zu energischer Vertheidigung eingerichtet. Hinter dieser ersten Linie war eine zweite gezogen, welche dazu bestimmt war, unsere Truppen von Neuem aufzunehmen, wenn sie geworfen werden sollten. Eine große Anzahl von Geschützen war nothwendig geworden, um alle diese Punkte nachhaltig vertheidigen zu können, und da unsere Corpsartillerie nicht hinreichte, so war man genöthigt, aus dem Belagerungspark von Belfort die schweren Geschütze in Position zu bringen, was bei den glatten Wegen natürlich mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Das Schloß von Montbéliard wurde stark mit Artillerie armirt und bildete gleichsam ein detachirtes Fort, welches eine selbstständige Vertheidigung zuließ.“

Am frühen Morgen des 15. griffen die Franzosen mit starken Colonnen und zahlreicher Artillerie auf der ganzen Linie an und setzten dies während des ganzen Tages ununterbrochen fort, obgleich die deutsche Artillerie ihnen ein furchtbares Feuer entgegen sandte; — „es waren ganze Salven von Kanonenschüssen,“ sagt ein Augenzeuge, — „ein unaufhörliches Donnern und Brüllen, das erst mit Sonnenuntergang allmählig erstarb.“ Die französische Artillerie, auch Mitraillesen dabei, strengte sich nicht weniger an, blieb aber doch entschieden im Nachtheile; wo die Infanterie sich zeigte, wurde sie durch Granaten und Kartätschen niedergeschmettert; die deutsche Infanterie in ihren gedeckten Stellungen konnte dabei nur wenig verwundet werden, woher auch der verhältnißmäßig geringe Verlust von ungefähr vierhundert Mann während zweier so heißer Kampftage kommt.

Furchtbar litten dagegen die Franzosen, die sich meistens sehr tapfer, sogar tollkühn zeigten, und ihre Verwundeten blieben größtentheils vor den Verschanzungen liegen, wo viele bei der starken Kälte erfroren.

Vom 15. erzählt der soeben angeführte Bericht weiter:

„Mit wechselndem Glücke wurde bei Montbeliard gekämpft und der Feind bis Arcey zurückgedrängt. Doch immer wieder führte er frische Truppen in's Feuer, während wir eine Ablösung unserer Braven nicht ermöglichen konnten. Am Abende verbreitete sich dann die Kunde, Montbeliard sei vom Feinde besetzt. Das Schloß war wirklich isolirt worden, doch nur für kurze Zeit, während welcher die Bedienung der Geschütze wohl mit Vangen auf die immer mehr abnehmende Munition geblickt haben mag. Mit dem nächsten Morgen aber wurde der Feind mit Wucht aus der genommenen Stellung getrieben. Weniger Glück hatte der Feind bei Héricourt, das von den Unsrigen wegen seiner tiefen Lage bereits verlassen war. Man hatte die Höhen stark besetzt, und gelang es dem Feinde nicht, hier Terrain zu gewinnen. Er suchte deshalb auf unserem schwachen rechten Flügel durchzubrechen und das Dorf Trahier zu erreichen. Große Massen schoben sich hier vor, und so entstand ein lebhaftes Gefecht. Unterstützung war leider nicht möglich, deshalb mußte also das Dorf aufgegeben werden. Langsam wurde die neue Position von Chalonvillars von uns eingenommen und von hier aus noch in der Nacht der Feind aus dem besetzten Dorfe herausgeworfen.“

Am folgenden Tage, dem 16. Januar, wiederholten sich die Angriffe der Franzosen, und es wurde wieder während des ganzen Tages gekämpft, doch waren erstere nicht mehr sehr ungestüm und nachhaltig. Es schien auch, daß die Feinde sehr von der Kälte zu leiden und die Hoffnung, ihren Zweck zu erreichen, schon ziemlich aufgegeben hatten. Vortheile errangen sie an diesem Tage gar nicht. In den beiden nächsten Tagen zogen sich die Franzosen auch noch nicht gänzlich zurück, machten aber nur schwache Versuche mit ihrer Infanterie und leichten Mitrailleusenbatterien die Deutschen zu beschäftigen, als wollten sie damit nur den bereits beschlossenen Rückzug decken.

Noch einmal drangen sie in der Nacht vom 17. zum 18.

gewaltfamer vor und gelangten durch Ueberraschung und Uebermacht in den Besitz eines Theiles von Héricourt, indessen warfen die Badenser sie bald wieder hinaus. Bald darauf erwies sich auch mit voller Sicherheit, daß die Hauptmacht schon den Rückweg nach Besangon angetreten hatte.

„Das 14. Corps“, sagt ein Theilnehmer an diesen Heldenkämpfen gewiß richtig, — „darf stolz darauf sein, daß es diese Gefahr allein, nur auf seine eigenen schwachen Kräfte angewiesen, beschworen hat. Jeder unserer Soldaten hat vierzehn Tage lang mindestens drei Franzosen in Schach gehalten. Unser verehrter Führer, der General von Werder, hat allen seinen Untergebenen als Muster der Ausdauer und Unverzagtheit vorangeleuchtet. Se. Majestät der König hat diese Heldenthaten bereits anerkannt, indem er unserem Chef das Eichenlaub zum Orden pour le mérite verliehen, dabei seinen königlichen Dank durch Telegramm mit den Worten ausgesprochen hat: „Sie und Ihr Corps haben sich um das Vaterland wohlverdient gemacht.“

General von Werder selbst erkannte die ruhmvollen Anstrengungen seiner tapferen Soldaten durch folgenden Armeebefehl an:

„Das 14. Armeecorps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leistungen in Ertragung von Strapazen größter nur denkbarster Art, sowie durch ihre glänzende Tapferkeit dem Vaterlande einen Dienst geleistet, den die Geschichte gewiß zu den denkwürdigsten Ereignissen des ruhmvollen Feldzuges zählen wird. Es ist uns gelungen, den sehr überlegenen Feind, der Belfort entsetzen und in Deutschland einfallen wollte, aufzuhalten und sodann siegreich abzuweisen. Mögen die Truppen, auf deren Leistungen die Augen Deutschlands gerichtet waren, zuvörderst in diesem Erfolge einen Lohn für ihre Mühe erblicken. Der Dank Sr. Majestät wurde mir bereits allergnädigst übermittelt. Meine aufrichtigsten Glückwünsche für diese ruhmreichen Tage vom 14. bis 18. Januar füge ich hinzu.“ —

Am 19. begann das Werder'sche Corps nun dem Feinde zu folgen. Am Nachmittage desselben Tages schon fand bei dem Dorfe Abbevillers, nahe der Schweizer Grenze, zwischen den französischen Truppen, welche dort schon seit einiger Zeit unter Be-

fehl eines Obersten Bourras von Süden her das Belagerungs-corps von Belfort beunruhigten, und einer preussischen Abtheilung von 2000 Mann mit sechs Kanonen ein ernstliches Gefecht statt, welches mit dem völligen Rückzuge der Franzosen aus dieser Gegend endete.

Am 21. schon hatten Abtheilungen der deutschen Truppen nach einem kurzen Gefechte wieder Dôle besetzt und daselbst eine reiche Beute an mehr als zweihundert mit allen möglichen Vorräthen beladenen Eisenbahnwagen gemacht; andere Detachements waren südlich von Besançon, schon im Rücken der Bourbaki'schen Armee, über den Doubs gegangen, und bei der letzteren herrschte eine so große Verwirrung, daß sie ihre Kranken und Verwundeten hilflos zurückließ und dem Feinde preisgab.

Während das 14. Corps sich vor Belfort so heldenmüthig gegen die Uebermacht behauptete, war ihm die Unterstützung schon nahe. Im großen Hauptquartiere hatte man längst erkannt, wie schwer gefährdet der obere Elsaß seit der Bildung der Lyoner Armee war, und Veranstellungen getroffen, derselben eine genügende Macht gegenüberzustellen. Wie schon früher erwähnt, hatte der bisherige Oberbefehlshaber der deutschen Nordarmee, der General von Manteuffel, das Commando über alle hier zu verwendenden Truppen erhalten und waren, außer dem 14. Corps, das preussische 2. und 7. Corps (Pommern und Westfalen) mit 56 Bataillonen, 20 Schwadronen und 168 Geschützen dazu bestimmt worden. In Eilmärschen kamen sie heran und standen am 12. Januar auf der Linie Moyers-Nuits-Ravières-Chatillon sur Seine-Montigny concentrirt; Oberst von Dannenberg hielt bei Montbard mit 6 Bataillonen die Verbindung mit General von Werder.

Am demselben Tage traf auch General von Manteuffel in Chatillon ein und übernahm den Oberbefehl. Sein Plan war, in Eilmärschen über Besoul und durch die Cote d'or vorzurücken, um General Bourbaki in der Flanke und im Rücken zu bedrohen und ihn von dem Werder'schen Corps abzuziehen.

Das 2. preussische Corps hatte sich auf Dijon gewandt, wohin sich die Garibaldi'schen Freischaaren und mehrere Brigaden der mobilisirten Nationalgarde, unter Commando eines Generals Pelissier, zurückgezogen hatten und in dem der Vertheidigung

äußerst günstigen Terrain Stand zu halten entschlossen waren. Die Preußen kamen, nachdem sie in den letzten Tagen sehr starke Märsche gemacht hatten, über Montbard angerückt und stießen am Morgen des 21. im Walde von Saint-Seine auf die französischen Vorposten, welche sie mit Gewehrfeuer empfangen, sich aber bald hinter das Souzonthal zurückzogen. Die hier befindliche Schlucht des Val-Souzon ist sehr tief, mit steilen Rändern und bildet ein Defilee, das zu forciren man kaum für möglich halten sollte. Die preußischen Soldaten machten indessen das Unmögliche möglich, umgingen das Thal auf den Höhen, mitten durch die Wälder vorrückend, und erschienen um die Mittagszeit plötzlich dem Dorfe Talant gegenüber, dessen man sich wohl noch aus den früheren Kämpfen bei Dijon erinnern wird.

Hier, im Nordwesten der Stadt, ist das Terrain bis unmittelbar vor derselben sehr bergig, noch den Ausläufern der Cote d'or angehörig, und die mit ihr fast zusammenhängenden Dörfer Talant und Fontaine-les-Dijon liegen darin wie befestigte Forts. In Talant hatte der Feind zwei Positions-batterien und mehrere Gebirgshaubitzen, außerdem Mobilgarden von Dijon; zwischen ersteren und der preußischen Artillerie, die bei dem Dorfe Dair auf fuhr, entspann sich nun ein heftiges Feuer, doch blieben die Franzosen und Garibaldianer, vermöge ihrer besseren Stellungen, offenbar im Vortheile. Die Infanterie griff dann mit dem Bajonnete an, und die Garibaldianer und Mobilien warfen sich ihr in gleicher Weise sehr muthig entgegen; es kam zum Handgemenge, und die Freischaaaren ließen allein gegen 700 Mann auf dem Platze, doch gelang es nicht, sich in den Besitz von Talant zu bringen.

Auch am folgenden Tage, dem 22., wurde der Kampf fortgesetzt, doch konnten die Pommern nicht durchbringen und zogen sich auf Plombières zurück, nachdem das Plateau von Chaumont durch den Feind erstürmt worden war; in der Nacht errichtete er daselbst eine Batterie.

Am 23. Januar begann der Kampf wieder um sieben Uhr Morgens und drehte sich um die Dörfer Fontaines, Dair, Chaugy, Talant, Hautvilles, Carrières und Chaumont bis zur Vorstadt Saint-Apollinaire hinan; er währte bis gegen fünf Uhr Abends, dann mußten sich die Preußen bis Daroy, etwa zwei

Meilen weit in nordöstlicher Richtung von der Stadt zurückziehen. Am Abende zog Garibaldi, der hier mit seinen beiden Söhnen befehligt hatte, unter großem Jubel der Bevölkerung in Dijon ein.

In diesem letzteren Gefechte, das sich zum Theil noch bis in die Nacht hinein verlängerte, verlor ein Bataillon des 61. preussischen Regimentes auch seine Fahne, die erste deutsche, welche in dem ganzen Kriege in Feindeshand fiel; wie Ricciotti Garibaldi selbst bezeugte, war sie aber nicht erobert, sondern unter einem Haufen von Leichen gefunden worden. — Um diese Zeit erhielt die französische Ostarmee an Stelle General Bourbaki's einen anderen Befehlshaber in dem General Clinchamp, und zwar in Folge einer tragischen Episode. Bourbaki, ohne Zweifel ein tüchtiger und energischer Offizier, fühlte sich durch die Unbrauchbarkeit seiner Truppen, — er selbst soll ausgesprochen haben, daß er eigentlich höchstens 35,000 wirkliche Soldaten habe, — durch die widersprechenden, unausführbaren Befehle, welche ihm Gambetta zusandte, und dessen Vorwürfe, durch die Niederlage, die ihn nach dem verunglückten Angriffe auf das Werdersche Corps seit dem Erscheinen des Manteuffelschen bedrohte, so zur Verzweiflung getrieben, daß er am 27. Januar in Besançon den Versuch machte, sich zu erschießen; derselbe mißlang indessen, und er verwundete sich nur bedenklich am Kopfe.

General Clinchamp, den er selbst zu seinem Nachfolger empfohlen hatte, sollte indessen nicht mehr viel Gelegenheit finden, seine Feldherrntalente auf die Probe zu stellen.

Einstweilen schließen wir hier die Schilderung der Ereignisse auf diesem Kampfplatze, wo das Schicksal der Lyoner oder französischen Ostarmee rasch einem unvermeidlichen Ausgange zubrängte, da derselbe mit anderen für den ganzen Krieg entscheidenden Begebenheiten ziemlich zusammenfallen sollte, und wollen uns inzwischen wieder nach den persönlich Bekannten umsehen, die wir in der Nähe, in der Stadt Autun, seit Ende November zurückgelassen haben.

Wenn Eduard Bornemann in seiner Abgeschlossenheit als Gefangener die Vorgänge auf den verschiedenen Bühnen des Kriegstheaters auch nicht gänzlich verborgen bleiben konnten, so erfuhr er sie doch, sei es nun durch die Mittheilungen seiner

Umgebung, sei es durch französische Zeitungen, welche man ihm auf seinen Wunsch zukommen ließ, in einer Färbung, die seinen Hoffnungen auf baldige Befreiung wenig Nahrung gab; wiewohl er die Unzuverlässigkeit dieser Nachrichten nicht bezweifelte, konnte er doch nur schwer annehmen, daß sie ein fast gänzlich aus der Luft gegriffenes Lügengewebe waren. Da gab es nur französische Siege und deutsche Niederlagen, und manchmal ließ er wirklich recht traurig den Kopf bei dem Gedanken hängen, wie sehr sich in der letzten Zeit das Kriegsglück doch geändert haben müsse.

Wie es die Verhältnisse eben mit sich brachten, hatte er sich über Mangel an Dem, was zu seiner Nothdurft und Bequemlichkeit gehörte, eigentlich nicht zu beklagen, auch behandelte man ihn in seinem Stande und seiner Bildung ganz angemessener Weise. Aus den Händen der Compagnie Michalesi war er in die anderer Wächter übergegangen, denn erstere hatte bald wieder ihre Quartiere im Kloster, wahrscheinlich auch die Stadt überhaupt verlassen, Edmund bekam wenigstens den barschen Capitain und dessen Offiziere, die ihm so manche Freundlichkeit gezeigt hatten, nicht wieder zu sehen. Zum gesellschaftlichen Umgange blieben ihm nur seine Kameraden, die gefangenen Landwehrlente, die er so oft besuchen konnte, wie er wollte.

Wie drückend war ihm aber gerade jetzt das Gefühl, Gefangener zu sein! — es war ihm, als habe sich damit eine unübersteigliche Mauer zwischen ihm und allen seinen Lieben, besonders Blanche, aufgebaut. Wann sollte er sie wiedersehen? — Man gestattete ihm zwar, Briefe zu schreiben, aber zur Weiterbeförderung mußte er dieselben offen abgeben, damit man sich zu überzeugen vermochte, daß darin keine Mittheilungen enthalten seien, welche dem Feinde in militairischer Beziehung irgendwie zum Vortheile gereichen könnten. Ein Liebender wird den Ausdruck seiner Gefühle nun aber nie gern Fremden preisgeben wollen, die darüber lächeln, und so zog es auch Edmund vor, garnicht an Blanche, sondern nur an ihren Vater, wie auch an den seinigen zu schreiben und sie kurz von seinem Schicksale in Kenntniß zu setzen. In diesem letzteren Briefe wagte er, der Warnung des französischen Obersten, der ihn besucht

hatte, eingedenk, garnicht zu erwähnen, daß er Tante Virginie in Lutun wiedergesehen habe.

Der Oberst ließ sich mehrere Tage lang nicht sehen, dann kam er noch einmal, hatte zwar eine längere Unterredung mit Edmund, blieb aber in Betreff der Dame ebenso geheimnißvoll und auf die Zukunft vertröstend, wie das erste Mal. Im Uebrigen bot er dem jungen Arzte seine weiteren guten Dienste an und bestätigte mit großer Zuversicht, zu dessen Bestürzung, jene französischen Siegesnachrichten.

Nun kam der 1. December heran, der Tag, an welchem, wie wir oben erzählten, die Stadt Lutun von den Badensern beschossen wurde.

Die Gefangenen trauten kaum ihren Ohren, als die Kanonen in so großer Nähe donnerten. Anfänglich glaubten sie, man wolle ein Siegesfest feiern, aber die Unruhe, die sich rings um sie her kundgab, belehrte sie bald, daß es sich um blutigen Ernst handle und ihre Landsleute ganz in der Nähe sein müßten; was inzwischen vorgegangen, wie dies möglich geworden, davon hatten sie keinen Begriff. Man wird sich leicht die unter ihnen herrschende freudige Bewegung und gespannte Erwartung vorstellen können; auch Eduard war jetzt überzeugt, daß er bisher durch die schändlichsten französischen Lügen getäuscht worden und daß die Wiedererlangung seiner heißersehnten Freiheit in nächster Aussicht stehe.

Die in diesen Tagen zur Bewachung der Gefangenen verwandten Nationalgardien von Lutun gaben auch nicht den geringsten Aufschluß; dies geschah erst, natürlich nicht ohne höhnischen Triumph, nach dem Abzuge der Badenser. Jede Frage wiesen sie rauh zurück und zeigten sich überhaupt barsch und unfreundlich. Da die Gefangenen nicht einmal aus ihren Fenstern das Mindeste von den Vorgängen draußen wahrnehmen konnten, brachten sie diese Zeit in wahrhaft qualvoller Ungewißheit zu, die dann mit vollständiger Niedergeschlagenheit endete.

Auch Edmund fühlte sich, als er mit Gewißheit annehmen mußte, der Angriff der deutschen Truppen sei zurückgeschlagen, fast gänzlich verzweifelt, und, zu seiner weiteren Beunruhigung, kam nun auch der Oberst nicht wieder, von dem er doch Näheres zu erfahren gehofft hatte.

Was war aus ihm, was aus Frau Virginie geworden, die ihren Neffen nun wieder vollständig vergessen zu haben schien? — Auch dieser Zweifel machte dem jungen Arzte viel Sorge.

Der abgeschlagene Angriff der Garibaldianer auf Dijon und ihr schneller Rückzug hatten auch in Autun große Besorgniß erregt; wie man den Unfall auch zu beschönigen versuchen mochte, so gewann man doch bald die Ueberzeugung von seiner vollen Bedeutung, als die Badenser, wenn auch nicht in beträchtlicher Stärke, vor der Stadt erschienen und dieselbe angriffen.

Es galt jetzt, daß Alle, welche Waffen führen konnten und nicht Zweifel an ihren patriotischen Gesinnungen und persönlichem Muthе erwecken wollten, die ersteren ergriffen. Selbstverständlich konnte sich auch Oberst Carlier nicht davon ausschließen, und wie Frau Virginie auch darüber jammern mochte, daß ihm ein Unglück zustoßen und sie dann unter so zweifelhaften Verhältnissen ganz allein und schutzlos stehen könnte, mußte sie doch einsehen, daß seine Ehre als französischer Offizier ihm keine andere Wahl ließ.

Der Oberst scheute übrigens durchaus nicht den Kampf mit den verhassten Deutschen, denen er noch die alte Rechnung von Metz zu bezahlen gedachte, nur stellte er sich widerwillig unter den Befehl Garibaldi's; in dieser Beziehung suchte er seinen Stolz dadurch zu wahren, daß er sich, von seiner Charge in der Armee absehend, als einfacher Freiwilliger meldete. Man gab ihm dennoch das Commando eines Mobilgardenbataillons, das in den Dörfern unmittelbar vor der Stadt aufgestellt blieb.

Sein Schicksal wollte, daß er am Nachmittage des 2. December von einem Granatsplitter getroffen und sehr bedenklich in der rechten Hüfte verwundet wurde; besinnungslos und blutig brachte man ihn in seine Wohnung zurück, und Frau Virginie, die diesen Mann wirklich liebte, fiel bei dem entsetzlichen Anblicke in Ohnmacht und wollte, als sie wieder zu sich kam, in Thränen zerfließen.

Wir müssen ihr nun die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie Alles, was in ihren Kräften stand, that, um den Oberst zu pflegen und seine Schmerzen zu mildern, und ihr Herz mußte sich dabei doppelt schwerbedrückt fühlen, da dieser Unglücksfall alle Pläne und Hoffnungen, welche sie sich für ihre Zukunft ge-

macht hatte, zu zerstören drohte. Wenn Oberst Carlier starb, ohne daß sie mit ihm ehelich verbunden worden war, so ließ sich der abenteuerliche Schritt, den sie gethan, in keiner Weise mehr rechtfertigen und sie lief Gefahr, der allgemeinen Verachtung ausgesetzt zu werden und während ihres ganzen übrigen Lebens zu bleiben. Daß sie sich dessen auch in dieser Noth und in ihrem wahrhaften Schmerze erinnerte, wird man ihr schwerlich verdenken können.

In der That stand es mit dem Obersten schlecht, die Aerzte konnten keine Hoffnung geben, daß sein Leben erhalten bleiben würde; sie erachteten es für Pflicht, dies Frau Virginien, die sie für seine Gattin hielten, in möglichst schonender Weise mitzutheilen.

Wie sollte sie in einer solchen Zeit an ihren Neffen denken oder wenigstens, wenn sie es doch that, sich damit beschäftigen, eine immerhin bedenkliche Verbindung mit ihm anzuknüpfen? —

Nach einem langen und schweren Wundfieberkampfe erhielt Oberst Carlier seine Besinnung wieder und konnte sich bei vollständiger Schwäche und furchtbaren Schmerzen doch überzeugen, wieviel Frau Virginie für ihn that. Theilweise lag darin wohl Egoismus, denn sie klammerte sich noch immer an die Hoffnung, dieses ihr so theure und wichtige Leben zu erhalten, aber er trat doch nicht in solchen Formen wie in ihrem bisherigen Leben hervor; sie schien sich wirklich aufopfern zu wollen.

Der Oberst hätte auch nicht eine Spur von Gefühl und Dankbarkeit besitzen müssen, hätte er dies nicht anerkennen gewollt. Seine Leiden machten ihn auch weich, und er fühlte sich auf das Tiefste gerührt; daher bezeugte er seiner Pflegerin jetzt eine wirkliche Zuneigung.

Er selbst täuschte sich nicht über die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes; er drang in die Aerzte, ihm die Wahrheit zu sagen, indem er versicherte, daß er als alter Soldat zu sterben wissen werde, und sie thaten es. Damit schien auch der Leichtsinn, der sein ganzes Leben charakterisirt hatte, Abschied von ihm zu nehmen, ein wehmüthiger tiefer Ernst trat an dessen Stelle.

Frau Virginie war jetzt auch so zartfühlend gewesen, nicht von den Befürchtungen für ihre eigene Zukunft zu ihm zu reden, und dies bestärkte ihn wohl noch mehr in dem Entschlusse, das

Unrecht, von dem er sich gegen diese Frau nicht freisprechen konnte, wieder gutzumachen. Die Lächerlichkeit, die er besonders gefürchtet hatte, wenn er ihr, der um so viele Jahre Älteren, seine Hand vor dem Altare reichte, konnte an einem Sterbette nicht aufkommen, diese Ehe ihm nie mehr drückend werden, — er hatte Nichts mehr zu verlieren, sie aber Viel zu gewinnen, wenn er ihr seinen Namen gab.

Als er sie mit der Mittheilung dieses Entschlusses überraschte, machte sie auch nicht einmal zum Scheine Einwendungen; es wäre ein Frevel gewesen, unter solchen Verhältnissen noch eine Carnevalsmaske zu tragen. Sie dankte ihm ernst und tiefbewegt.

Die Vorbereitungen zu der sonderbaren und traurigen Hochzeit wurden in aller Stille getroffen; es war auch hohe Zeit damit, denn Oberst Carlier war schon dem Tode nahe. Die bürgerliche und kirchliche Trauung geschah nur vor den nothwendigsten Zeugen, die sich verpflichteten, davon Nichts in der Stadt verlauten zu lassen. Ein paar Stunden später war Oberst Carlier eine Leiche, und zwei Tage später begrub man ihn mit allen militairischen Ehren als einen für das Vaterland gestorbenen Helden.

Frau Virginie beweinte ihn in aufrichtigem Schmerze; daß derselbe sehr nachhaltig bleiben sollte, wollen wir aber bei der eigenthümlichen Natur dieses Verhältnisses von Anfang an und ihrem Temperamente nicht gerade behaupten. Jedenfalls trug zu ihrer Tröstung nicht wenig das Gefühl bei, daß sie jetzt überall mit freiem Auge ihre Lebensstellung, welche durch ihr Vermögen ja übrigens gesichert war, behaupten und daß auch die Familie Bornemann keinen Grund finden könne, ihr allzu schwer wiegende Vorwürfe zu machen und sich gänzlich von ihr loszusagen.

Sie beilte sich auch, an ihren Schwager zu schreiben und ihm ihre Verheirathung, sowie ihre Wittwenschaft mitzutheilen, und fügte, da sie sich dadurch der Familie am besten wieder nähern zu können meinte, hinzu, sie habe in Erfahrung gebracht, daß Edmund sich als Gefangener in Lutun befinde, und werde alles Mögliche thun, seine Lage zu erleichtern und ihm, wenn irgend angänglich, bald wieder seine Freiheit zu verschaffen.

Als die erste förmliche Trauerzeit vorüber war, — Oberst Carlier war um die Mitte des Decembers gestorben, — wandte sie sich wirklich an die in der Stadt maßgebenden Militärbehörden und bat zunächst, ihr einen Verkehr mit ihrem Neffen zu gestatten. Nach mehreren Weitläufigkeiten erhielt sie, die jetzt in noch größerem Ansehen stand und mehr Theilnahme fand wie früher, diese Erlaubniß wirklich.

Es war gerade um die Weihnachtszeit, — der junge Arzt war inzwischen schon beinahe melancholisch geworden — als er eines Tages dadurch überrascht wurde, daß man ihm unter der Bedingung, er solle sein Ehrenwort geben, sich nicht aus der Stadt heimlich zu entfernen, die Erlaubniß anbot, sich frei in derselben zu bewegen, und gleichzeitig erhielt er eine dringende Einladung der Frau Oberst Carlier.

Diesen letzteren Namen hatte Edmund noch gar nicht gehört; bei seinen Besuchen hatte der Oberst vermieden, ihn zu nennen. Es fiel ihm daher nicht ein, in dieser Dame seine Tante zu vermuthen, aber er glaubte, daß er die Letztere bei ihr finden werde.

Die Versicherung, nicht zu entfliehen, konnte er unbedenklich geben, denn im Gefängnisse hätte sich dazu auch nicht die mindeste Aussicht geboten.

Als Edmund, von einem Mobilgardisten, der ihm nur den Weg weisen sollte, geführt, das schöne Haus, in welchem die Frau Oberst wohnte, und dann deren elegant eingerichtete Wohnung betreten hatte, wurde er von seiner Tante allein empfangen. Man weiß schon, daß er eine recht zärtliche Anhänglichkeit für dieselbe nie bejessen hatte, aber hier in der Fremde wäre seine Ueberraschung doch eine sehr freundige gewesen, nur wurde sie dadurch zuerst gestört, daß er Frau Virginie in tiefe Trauer gekleidet fand, was ihm einen jähen Schreck in Betreff seiner Eltern und Geschwister einjagte. Seine erste Frage, während er die Dame umarmte, war deshalb auch, was diese Kleidung bedeute, und, in Thränen ausbrechend, antwortete sie ihm darauf, sie beklage den Verlust ihres Gemahls, des Obersten Carlier.

Edmund glaubte geradezu, er habe den Verstand verloren oder sie, und als sich ihm das Räthsel endlich auflöste, fühlte er sich sehr versucht, Frau Virginien sofort wieder ein ernstes

Lebewohl zu sagen und in sein Gefängniß zurückzukehren, aber ein wenig ruhigere Ueberlegung sagte ihm doch, daß er damit das Geschehene nicht ändern könnte und nur sich selbst Schaden thun würde; welches Recht hätte er auch gehabt, der soviel älteren Frau, die in gewisser Beziehung doch immer eine Respectsperson für ihn sein sollte, obenein bei gänzlicher Unkenntniß der Verhältnisse und Beweggründe, die ihren sonderbaren Entschluß bestimmt hatten, Vorwürfe zu machen?

Er begnügte sich also mit einigen verlegenen Redensarten, Frau Virginie schien damit auch zufrieden zu sein, und nun zeigte sie ihm so viel Theilnahme und verwandtschaftliche Zärtlichkeit, daß er sich wohl bald wieder mit ihr versöhnt fühlen mußte.

Sie sprach die Absicht aus, — es mag dahingestellt bleiben, ob dieselbe ernstlich war, — vorläufig gar nicht wieder in Deutschland zu wohnen, sondern in ihrem „schönen, so unglücklichen“ Frankreich; indessen machte die Ordnung ihrer Vermögensverhältnisse doch noch eine Besprechung mit dem Schwager wünschenswerth, und sie meinte, es müsse sich nun so machen lassen, daß Edmund sie nach Berlin begleite.

Der junge Arzt wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte; sein Herz zog ihn allerdings zu den Seinigen, fesselte ihn aber auch an Frankreich, wenn auch nur an die Stadt Sedan, und übrigens lag es, wenn er seine Freiheit wirklich vor dem Friedensschlusse erhalten sollte, gar nicht in seiner Selbstbestimmung, wohin er sich zu begeben habe, es sei denn, daß ihm von den Franzosen die besondere Verpflichtung auferlegt worden wäre, an diesem Kriege gar nicht mehr theilzunehmen, was bei Aerzten nicht zu geschehen pflegt; übrigens hätte man ihn als einen solchen, wenn man die Genfer Convention respectiren wollte, längst wieder aus der Gefangenschaft entlassen müssen.

Letzteres legte er seiner Tante auch besonders an das Herz, und sie versprach, es zur Geltung zu bringen; einen Erfolg sollte sie damit aber nicht erreichen, denn man antwortete ihr, der junge Mann habe zweifellos schon einen zu tiefen Blick in die hiesigen militairischen Verhältnisse gethan, — Edmund's Gegenversicherungen wurden nicht weiter in Betracht gezogen, — als daß man ihn zu den Preußen zurückschicken könne.

So blieb es beim Alten; Edmund mußte sich darauf gefaßt machen, bis zum Friedensschlusse Gefangener zu bleiben, nur wurden ihm jetzt alle möglichen Erleichterungen dieses Looses zu Theil. Frau Virginie wollte sich auch nicht entschließen, ohne seine Begleitung nach Berlin abzureisen, wie sie sagte, weil eine Frau sich nicht allein den Kriegswirren aussetzen könnte, hauptsächlich wohl, weil sie auf einen besseren Empfang von der Familie Bornemann hoffte, wenn sie derselben den Sohn mitbrachte.

Edmund mußte sie jetzt aber fast täglich besuchen und besand sich in materieller Beziehung dabei gar nicht schlecht; auch blieb es immerhin eine Art Trost für ihn, daß er Jemand um sich hatte, mit dem er von den Seinigen sprechen konnte.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Der Fall von Paris und Frankreichs Demüthigung.

Die Beschießung des Mont Arcon sollte nur ein schwaches Vorspiel des großen, seit so langer Zeit und mit so tiefer Gründlichkeit und Umsicht vorbereiteten Bombardements von Paris, daß sich auch auf einen schnellen und sicheren Erfolg rechnen ließ, gewesen sein; dennoch hatte sie nicht verfehlt, die Pariser sehr stutzig zu machen, welche bis dahin noch immer nicht glauben gewollt, daß „die deutschen Barbaren“ es wagen würden, ernstlich die Hand an ihre heilige Stadt zu legen. Nun wußten sie sich mit nichts Besserem zu trösten, als daß sie die Männer, denen sie bisher mit so großer Zuversicht ihr Heil anvertrauten, mit Vorwürfen und Mißtrauen überhäuften.

Möchte auch General Trochu durch die That nicht den Phrasen entsprochen haben, denen, von Gambetta und Genossen, den unmilitairischen Leitern dieses Krieges, in die Welt gewor-